



Herr, ich will beten!

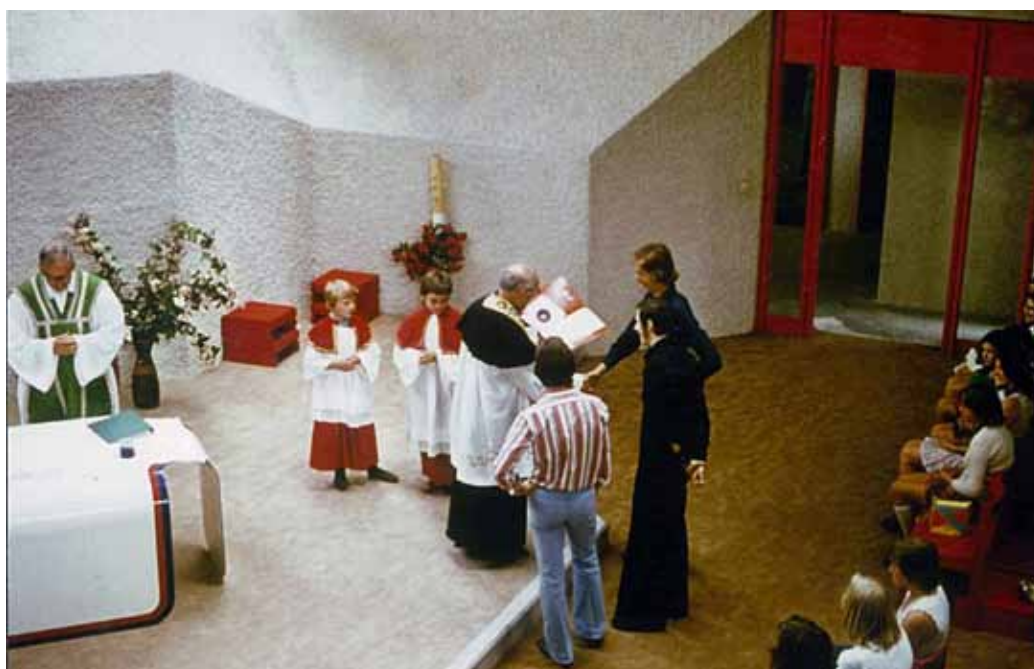
Österreich in den frühen Siebziger Jahren: Die katholische Kirche im Aufbruch.

Über den lieben Gott als Katalysator im Entstehen heimischer Rockmusik anhand der Beispiele von Pfarrer Hans Wächter (Gattendorf), The Hush (Linz), Kaplan Manfred Schwarz (Wien) und The Skin (Graz).

Der Teufel als Katalysator im Entstehen guter Rockmusik ist ja ein alter Bekannter: Vom Delta-Blues des vom rechten Pfad abgekommenen Robert Johnson über bekiffte Backmasking-Orgien mit dem »White Album« der Beatles hin zum »slutty she-devil Miley Cyrus«*, scheint es fast, die gesamte Popgeschichte der letzten einhundert Jahre ließe sich mit einem fidelen »Hail Satan!« auf den Lippen zusammenfassen. Auch die österreichischen Superlative zum Thema halten, was sie versprechen: Der unheilige Götzenkult des Wienerliedes – allen voran Karl Hodina's »Herrgott aus Sta« –, die Gift-und-Galle-spuckenden Debut-Singles von Novak's Kapelle (1968/69), die umwerfend radikale »Psycho Motorik«-LP (1971) des Provo-Wunderwuzzi Otto Mühl oder die Nacht-der-lebenden-Toten-Storyline aus Wolfgang Ambros' »Es lebe der Zentralfriedhof« (1975). Unschlagbare Zeitdokumente! Aber dennoch: Muss der Teufel eigentlich immer das letzte Wort haben, nur weil's oft so lustig mit ihm war?

Rhythmische Gesänge im Pfarrheim.

Als Ergebnis des Zweiten Vatikanischen Konzils, das zwischen Oktober 1962 und Dezember 1965 tagte, trat neben einigen Maßnahmen zur Erneuerung der römisch-katholischen Kirche auch eine Liturgiereform in Kraft, die der »alten Messe« durch den Einzug von Popmusik-Elementen in den Gottesdienst langsam das Wasser abgraben sollte. Das Ziel, dem gefährlich-boomenden Gospel-Movement aus den USA ein entschärftes, gleichzeitig für Teenager attraktives Konkurrenzmodell entgegenzusetzen, um die Jugend wieder heraus aus dem flammenden Pfuhl der Sünde (in drei Teufels Namen: Sex, Drugs & Rock'n'Roll) zurück in den Gottesdienst zu holen, trug in Europa binnen kürzester Zeit schillernde Früchte. Vor allem in der Bundesrepublik Deutschland entstanden über Nacht ganze Heerscharen christlicher Mini-Labels, die mit hippen Genre-Bezeichnungen wie »Ökumenische Jazz-Messe«, »Rhythmische Gesänge für den Jugendgottesdienst« oder gar »Musik von Jesus im Stil unserer Zeit« Zeitgeist suggerierten und den Markt nun mit lokalen Amateur-Künstlern aus dem Pfarrheim-Inventar überschwemten.



Die Mitglieder der Steirischen Proto-Punk-Band The Skin überreichen im Rahmen des Gottesdienstes ihrem Pfarrer eine frische Copy ihrer einzigen Veröffentlichung »Stop the light/ Like a hobo on a train«. Danach zerstören sie den Rest der Auflage und machen damit unwissentlich das Exemplar des Pfarrers zur vielleicht wertvollsten österreichischen Beat-Single der Siebziger Jahre. Foto: Graz-Kreisbach, 1974.

Die Experimentierfreudigkeit der römisch-katholischen Kirche mit Vinyl-Releases in kleinen Stückzahlen war dabei sehr ausgewachsen: Von Spoken-Word-Eskapaden sogenannter »Botschafter Gottes« mit pseudo-wissenschaftlichen Abhandlungen über heikle Themen, wie »Das Verhältnis von Naturwissenschaft und Glauben« oder »Sexuelle Ethik im heiligen Bund der Ehe«, umfasste der Output mancher kleinen Labels auch umwerfend amateuristische Teenager-Bands, die aus Begegnungen im Jungscharlager hervorgegangen waren und nun mit der etwas zu ungestümen Darbietung eines sozialkritischen Gospel-Spirituals schon versehentlich den Punk erfanden. (Heute noch lassen sich derartig umwerfende Erzeugnisse der christlichen Incredibly Strange Music beim Stöbern auf Flohmärkten und in Second-Hand-Läden in rauen Mengen aus Abverkaufskisten zu Tage fördern. Ein gefundenes Fressen für Plattensammler mit einem Hang zum Extraordinären ...)

Österreich in den späten 1960er Jahren ...

... bedeutet nicht per se »Provinz«, aber mit einiger Wahrscheinlichkeit dann doch ein Eldorado der subkulturellen Engpässe. Im internationalen Vergleich musste auch Wien noch immer als verträumtes Nest im Hinterland reüssieren, im heimischen Querschnitt war die Bundeshauptstadt mit ihren Underground-Clubs und kommerziellen Dancing-Hotspots allerdings das Maß aller Dinge für musikbegeisterte Jugendliche. Je weiter man von Wien entfernt war, desto schwieriger wurde es demnach auch, geeignete Proberäume oder Live-Engagements zu finden. Eh klar: Die ganz mutigen Kids aus Salzburg, Tirol oder Vorarlberg packten ihre Sachen und machten sich mit ihren Bands gleich auf in Richtung Süddeutschland, nach Italien oder in die Schweiz, wo ja zeitgleich längst die Post abging. (So geschehen im Fall der Austro-Beat-Bands The Smoke, The Boys und The Desperates, unbesungene Helden der heimischen Gegenkultur, die allesamt mit fantastischen 7"-Produktionen im Gepäck aus dem Ausland zurückkehr-



Kaplan Manfred Schwarz und Gerhard Bronner, 1971 im Quodlibet-Studio.

ten.) Doch für junge Musiker aus dem Burgenland, aus Niederösterreich, Oberösterreich, Kärnten oder der Steiermark kam der Sprung über die Landesgrenze nur selten in Frage, und hier kommt nun die Kirche ins Spiel. Ob aus Gründen der Imagepflege oder aus aufrichtig empfundenem Interesse am Nachwuchs, sei dahingestellt, neben den örtlichen Wirtshäusern und Parteilokalen waren es vorrangig die Pfarrheime, die ab den Mid-Sixties Teenager-Amateur-Kapellen die Pforten öffneten und tatsächlich auch bereit waren, reelles Geld in Jugendförderung zu investieren. Eine Sache, über die sich die heimische Schallplattenindustrie zeitgleich nie drüber getraut hätte.

Auf der Suche nach Infrastruktur

Dass hierzulande in den 1960er Jahren wirklich niemand eine Schallplattenproduktion in den Arsch geschoben bekommen hat, lässt sich leicht konstatieren: Wer nicht das Glück hatte, bei einem der großen Labels unter Vertrag zu kommen, musste im Regelfall – von der Aufnahme bis zur Pressung – alles selber blechen; heimische ›Indie-Labels‹ finanzierten zumeist nur den Vertrieb einer Veröffentlichung. Auch Belege für die Existenz einer florierenden christlichen Musikindustrie *made in Austria* lassen sich kaum ausfindig machen. In Österreich war der Einfluss der katholischen Kirche

auf die Entwicklung der Rockmusik nicht unwesentlich, aber sehr viel subtiler als beispielsweise in der BRD. Was die Pfarrheime in Summe schafften, ließe sich grob in zwei Bereiche sondern: Einerseits, die aktive Starthilfe zur Schaffung eines Nährbodens für die trivialsten popmusikalischen Synergien, à la »Band trifft auf Publikum« (vor allem außerhalb der Bundeshauptstadt-Blase Wien) und andererseits, ein für Teenager theoretisch abrufbares, ideologisches Angebot, das auch abseits von Gottgläubigkeit und Jesuskult auf wundersame Weise mit dem zeitgemäßen Moralverständnis der Hippiebewegung mit Schlagwörtern wie Pazifismus oder Konsumverweigerung zu korrelieren schien. Die Proberäume, die junge Musiker in den Pfarrheimen meist kostenlos beziehen konnten, sorgten in Wechselwirkung auch für die ersten ›Live-Engagements‹. Der Deal war denkbar simpel: Die Band nützte die Räumlichkeiten des Pfarrheims (in einigen Fällen sogar deren sündteure Verstärkeranlagen) und ging damit die ›ethische Verpflichtung‹ ein, einmal in der Woche – beispielsweise am Sonntag – den Gottesdienst vor den Augen eines ›Live-Publikums‹ als jugendlich-hippe Jazzmessen-Musiker zu veredeln. »Gloria. Kyrie Eleison. Das mussten wir alles spielen können. Also den gesamten Ablauf einer Messe. Heiligenlieder laut Gesangsbuch«, erinnert sich Ralf »Nicos« Jaritz, Mitglied der Psychedelic-Beat-Band The Skin an sein Mitwirken in Jazzmessen in den frühen 1970ern. In späteren Jahren durchlief Jaritz eine beachtliche Karriere als Jazz-Percussionist. Die Pfarrheime also ... erste Anlaufstellen in die große Welt des Showbusiness?

(*Ein tolles Zitat der zugegeben sonst etwas humorlosen Evolutionsleugner von <http://www.jesus-is-savior.com>, deren strikter Logik zufolge 99% aller popkulturellen Erzeugnisse inklusive gezuckerten Cornflakes ein Werk des Teufels darstellen. Selbst das Magazin, das du gerade in Händen hältst, würde ihnen nicht gefallen.)

Recommended Listening/Religious Grooves From Austria (Part 1)



THE HUSH: »Future days / Giny« (45/PPG/1971)

Ende 1968 lernten sich vier Schüler in einer Jugendgruppe der Pfarre Christkönig/Linz gegenseitig kennen und beschlossen, angespornt durch ihre gemeinsame Begeisterung

für den Popsound der Zeit, eine Beatband zu gründen: The Hush. »Anfangs haben wir viel in unserer Pfarre gespielt. Ganz banale Dinge: Auftritte beim Seniorenfrühstück oder beim Treffen des Pfarrkirchenrats«, erinnert sich der Bandleader Hans Schalk an die Anfangstage der Formation. Kein Widerspruch zum Zeitgeist: Neben ihrem Engagement in der Kirche versorgten sich die Jungs mit aktuellen Inputs aus dem Radio und liessen auch kaum ein Konzert der oberösterreichischen Lokalmatadore aus. »Ich erinnere mich da an Tanzkapellen mit so klingenden Namen wie Jupiters, Flamingos, Tornados, Dukes oder Times. Die haben Coverversionen aktueller Hits gespielt und wir waren ihre große Fans. Zu Beginn haben wir ihnen noch nachgeeifert, später waren wir dann Konkurrenten.« Gemeinsam mit einer weiteren Pfarrheimbekanntschaft, dem

umtriebigen Hubert Bognermayr – Gründungsmitglied der legendären Avantgarde-Rocktruppe Eela Craig, sowie ein zukünftiger Pionier der elektronischen Musik in Österreich – führen drei der vier Hush-Mitglieder im Sommer 1970 sogar nach London, um sich die Progressive-Rock-Upstarter King Crimson im Marquee Club anzusehen. »Wir haben grad' noch für die zweite Vorstellung eine Karte gekriegt. Und vom Marquee Club sind drei Häuserblocks weiter die Leute noch immer angestanden. Ein Wahnsinnskonzert«, schwärmt Bandmitglied Günter Süß vom Ausflug in die Weltmetropole der Popmusik. Zurück in Linz beschloss die Gruppe, eine Single mit Eigenkompositionen aufzunehmen. Ein ungewöhnlicher Schritt für eine regionale Tanzcombo jener Tage. Die dabei entstandene Veröffentlichung »Future Days / Giny« ist eine Perle der heimischen

Beat-Ära und darüber hinaus auch einer der wenigen Belege für die Existenz einer Linzer Underground-Szene in den ausklingenden 1960er Jahren. Während die A-Seite »Future Days«, eine kleine progressive Rockmesse mit standesgemäß lateinischem Spoken-Word-Intro, verspielten Querflöten und mystischen Orgeleinsätzen die King-Crimson-Reminiszenz stolz zur Geltung bringt, schafft die Rückseite der Single noch eine Steigerung des Sensationsgehalts in Gestalt einer prächtig wummernden, komplett eigenständigen Psych-Punk-Nummer amerikanischen Zuschnitts. Johann Schalk, schmunzelnd über die damaligen Reaktionen: »In unserer Kirche war die Single ein willkommenes Thema. ›Da schaut's her. The Hush haben jetzt eine Platte gemacht. Die Leute von der Pfarre waren geradezu stolz auf uns. Uns, die Buben aus der Pfarrjugend.«



PFARRER HANS WACHTLER:

»...Und Sing Dem Herrn Ein Lied«-Ep
(45/Philips Sonderanfertigung/1966?)

Ein frühes Beispiel selbstkomponierter Folk-Songs im Kontext heimischer Kirchenmusik stammt von einem gewissen Pfarrer Hans Wachtler aus der Ortschaft Gattendorf. Dass er wohl kein Schüler Bob Dylan's, sondern einfach ein gestandener Dorfpriester mit Sinn für's Geschäftliche war, machen die Liner Notes anschaulich: »Die Pfarre Gattendorf, in der ich als Pfarrer wirke, braucht eine neue oder zumindest eine erneuerte Kirche. Wenn Sie diese Platte kaufen, dann ist auch dies ein Baustein für unsere Kirche, denn der ganze Reingewinn kommt ausschließlich dem Kirchenbau zugute. Als Gegenleistung mögen Ihnen diese Lieder eine kleine Freude bereiten, Freude, die letztlich Abglanz jener Freude sein soll, die ein Priester zu vermitteln berufen ist, nämlich im Herrn!« Eine seltsame Platte mit einem wunderschön-melancholischen Ende-der-Welt-Touch, musikalisch allerdings zu nahe am Genre der lustigen Wander- und Reiselieder angesiedelt, um die Scheune in Brand zu setzen.



THE SKIN:

»Stop the light / Like a hobo on a train«
(45/Alperton/1974)

Im Mai 1974 mieteten die Jungs von The Skin das mobile Alperton-Studio des DIY-Labelbetreibers Hans Hirschegger für eine Recording-Session in der Grazer Barrackenkirche. Nach einigen Live-Takes und anschließenden Drum-Overdubs – alles aufgenommen per Direktverkabelung vom Pfarrproberaum zum Tonbandgerät im Bus – war die Studiozeit vorüber. Als einige Wochen später die einhundert bestellten Singles mit der Post ankamen, erlebten die drei

Skin-Musiker allerdings eine herbe Enttäuschung. »Der Sound der Endmischung war fürchterlich. Durch die Congo-Overdubs hat die gesamte Nummer total gewummert. Einfach Scheiße«, meint Drummer Ralf »Nicos Jaritz heute dazu. Eine Handvoll Exemplare verblieben im Freundeskreis der Musiker, ein Exemplar ging an den Pfarrer der Kirche. Als Dankeschön für die zur Verfügung gestellten Kirchenräume. »Wir haben die restlichen Singles dann alle weggeschmissen.« Heute eine völlig unbezahlbare Angelegenheit, zählt die 7" »Stop the light / Like a hobo on a train« zu den gesuchtesten Veröffentlichungen der heimischen Pop-Geschichte: Die krochenden Bongo-Beats haben ihr Scherflein beigetragen, aus einem ultradünnen Beat-Arrangement mit coolen Breaks und einem primitiven Orgelsolo ein regelrechtes Proto-Punk-Meisterwerk zu zaubern. Was wohl aus dem Pfarrer und seinem Exemplar der Single geworden ist?



KAPLAN MANFRED SCHWARZ & SEINE FREUNDE:
»Lieder zum Nachdenken«
(LP/Ariola/1971)

Der Wiener Priesteranwärter Manfred Schwarz begann schon früh damit, eigene Lieder mit spirituellen Texten zu verfassen. »Nach dem Konzil ist das passiert, dass wir mit der Gitarre in die Kirchen gegangen sind. Das war ein Novum. Bis dahin war nur Orgel erlaubt. 1964/65 haben wir dann schon unsere ersten »rhythmischen Messen« gemacht und ich hab' langsam begonnen, eigene Kompositionen einzubauen.« Ab 1968 arbeitete Schwarz als Kaplan im 23. Wiener Gemeindebezirk, wo er mit einer Gruppe musikbegeisterter Jugendlicher aus dem christlichen Nachwuchs Freundschaft schloss. Über die gemeinschaftliche Arbeit an eigenen Liedern entstand die Folkband The Interpreters of Life, die rasch einen sehr eigenständigen psychedelischen Folk-Popsound entwickelte. Die teils deutschen, teils wienerischen Texte waren durchgehend sozialkritisch gehalten und machten selbst vor kircheninterner Kritik nicht Halt. Zudem war die Arbeitsweise mit den Jugendlichen grundsätzlich immer demokratisch. »Für mich waren die 1968er ein totaler Umbruch. Ein völlig neues Denken. Ich bin in der katholischen Jugend aufgewachsen mit autoritären Methoden: Fahnen, Fackeln, Gleichschrittmarsch. Und plötzlich wurde nichts mehr von oben diktiert, sondern man hat sich zusammengesetzt mit den Jugendlichen und hat diskutiert und gemeinsam geplant. Ein

völlig neuer Lebensstil ist da gekommen. Weg von diesem autoritären System hin zur Diskussion. Das hat sich durchgezogen bis in die kleinsten Gremien.« Manfred Schwarz hält eine kurze Pause und schließt dann nachdenklich an: »Für den, der's wollte. Und ich wollte.« 1970: Eines Nachmittags läutete bei Kaplan Schwarz das Telefon. Am anderen Ende der Leitung: Gerhard Bronner. Dieser hatte über einen Journalisten eine Proberaumaufnahme der Kaplan-Manfred-Schwarz-Nummer, »Herr ich will beten (und kann es nicht)« zugespielt bekommen und zeigte sich beeindruckt. »Ich glaub, es hat den Bronner angesprochen, dass ein Kaplan sagt, er könne nicht beten«, meint Schwarz bescheiden. »Er hat uns eingeladen, Aufnahmen mit ihm zu machen. Und so sind wir dann eines Tages in Bronner's Quodlibet-Studio aufgetaucht als Band, wo kein einziger Profi dabei war. Im ersten Bezirk in einer Seitengasse, im dritten Keller hat er sein Studio gehabt.« So entstand im Jahr 1971 in Bronner's Quodlibet-Studio das Album »Lieder zum Nachdenken«, eines der bemerkenswertesten Alben des noch jungen Genres Austropop. Die Formel, die diese LP zum Hauptgewinn macht, scheint magisch. Irgendwie stimmt alles an dieser Platte. Die teils wienerischen Lyrics mit aberwitzig-kirchenkritischen Textpassagen wie »Wir sitzen in unsern Kathedralen und lassen uns von Künstlern Teures malen«, die dünnen Arrangements, psychedelische Kirchenorgeln, Fuzz-Gitarren-Einsätze (für die junge Georg Danzer als Session-Musiker verpflichtet wurde) und die Mystik, die die sinister dreinschauenden jungen Christen am Plattencover ausstrahlenden. Ein unentdeckter Schatz der heimischen Popgeschichte, den es noch zu entdecken gilt.



ART BOYS COLLECTION:
»Jesus said / Station Nowhere«
(45/Lesborne/1971)

Hippie-Alarm! Art Boys Collection war eine oberösterreichische Beat-Band mit zeitgemäßem Flower-Power-Sound und allen dazugehörigen Outfit-Fauxpas. Dies ist die dritte von insgesamt vier Singles, die uns das Gespinn hinterlassen hat, ebenso ein sehr seltenes Album von 1972 ist im Umlauf. (»Stoned Wall« wurde unlängst von den Labels Golden Pavilion Records bzw. Garden of Delights als LP bzw CD wiederveröffentlicht.) Die oberflächlich-religiöse Thematik der Nummer verlangt nach einer Lesart im Kontext der amerikanischen Hippiebewegung: Gemeint ist hier

weniger der Jesus Christus aus der verschnarchten Sonntagsmesse, sondern der langhaarige Superstar im Sinne Andrew Lloyd Webber's. »Jesus Said« war seinerzeit ein Hit in der Ö3-Heavy-Rotation und kletterte auf Platz 3 der Hörer-Charts. Wenn man sich die Nummer anhört, kann man den Erfolg durchaus nachvollziehen: Kaum eine andere österreichischen Band verwandelte den kommerziellen Popsound der frühen Siebziger Jahre derart gekonnt in eigenständige Songs mit Ohrwurmgarantie. Einzig das Nahverhältnis zu »California Dreamin'« der wirklich ätzenden The Mamas & The Papas könnte einem hier auf die Nerven gehen.



THE LORDFLOWER:
»Das Tore der Liebe / Nacht ohne Sterne«
(45/Tonstudio hug/1970)

Bereits 1967 gegründet, probte die Wiener Folkband The Lordflower in einem Liesinger Pfarrlokale (wo auch der junge Peter Cornelius seine ersten Probeaufnahmen sammelte) und durchlief Schul- und Jazzmessen-Engagements als akustisches Beiwerk zum Gottesdienst, bis allmählich die ersten englischen Texte mit sozialkritischen Inhalten entstanden. »Es war die Zeit kurz nach dem Konzil, die Zeit von Jesus Christ Superstar und den Jesus Freaks«, erinnert sich Manfred Porsch, der Kopf der Gruppe an die Anfangstage. »Und irgendwann waren die Sachen, die wir gespielt haben keine Messlieder mehr und in keiner Weise zur Kirchenliturgie passend. Wir waren Revoluzzer. Wir sind auf die Kanzel gestiegen und haben dort gespielt vor den Leuten. Das hat dem Pfarrer gar nicht gefallen.« Ein paar Jahre später in Zürich: Während einer Schweiz-Tournee konserviert die mittlerweile achtköpfige Band im Schnellverfahren zwei Songs für die Nachwelt. Auf der entstandenen Single – seinerzeit häufig im Programm des Jugendradiosenders Ö3 aufgelegt – finden sich eigenständige Arrangements im psychedelischem Folk-Beat-Sound der Zeit wieder. Die übernersten, gleichzeitig naiven Songtexte erzählen von spießbürgerlicher Einöde, Gammlern und der Liebe Gottes und unterstreichen das Pfarrheim deutlich als Background. Rechnet man noch das großartig-progressive Hippie-Kommunen-Plattencover der Single mit ein, auf dem sich sechs von acht Musiker mit selbstgemachten Strickpullis oblichten ließen, erhält man eine der charmantesten und darum überzeugendsten österreichischen Veröffentlichungen des »Neuen Geistlichen Liedes«.